

Zeitschrift:	Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber:	Pestalozzigesellschaft Zürich
Band:	63 (1959-1960)
Heft:	10
 Artikel:	Am Murtensee
Autor:	Blum, Ruth
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-669369

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ren Gutscheine zusammen Franz Salm Spurenhechler. «Warum», so sprach er weise, «soll ich hier warten und schliesslich nimmt sie sich doch einen andern? Ausserdem hat der Bauer keine Arbeit mehr und will uns loshaben.» So sagte er beim Abschiedstrunk in der «Fröhlichen Rebe», und wir schieden ungern von ihm.

Schon eine Woche später war es Jehan, der sein Meisterstück, das arg mitgenommene rote Kindermäntelchen, bündelte. Wieder sassen wir in der «Fröhlichen Rebe», und halfen auch diesem Bruder, seine vom Bauern erhaltene Zehrbatzen durchzubringen. «Ich kann noch immer», sagte der vernünftige Mäntelschneider, «eine gute Schneiderin heiraten und bin besser versorgt als mit der kleinen Seppele.» Ampel-sehr-erfreut und ich drückten ihm warm die Hand und liessen ihn ungern ziehen. Wir zwei aber, von zäherem Leder, blieben hartnäckig weiter auf dem kleinen Hofe und warben ums seltene, innige Lächeln des sanften Gesichtes. Bis es, tief im Spätherbst, auch mir zu bunt wurde und ich mein Zehrgeld vom Bauern forderte. Mich zog es wieder zum brodelnden Blei, zu den verstaubten Tiegeln und dem wunderlich gerollten Papier in den winkligen Altstadthäusern. In der «Fröhlichen Rebe» nahmen wir Abschied, Ampel und ich.

«Es hat ja doch gar keinen Wert», sagte ich zu ihm, «pack du deine Sachen auch zusammen, deine Kurse werden bald wieder beginnen.»

«Sie haben schon lange begonnen», sagte Ampel, «zieh du nur weiter, Setzling, ich bleib hier und belagere die Festung, bis sie sich ergibt.» Er zog eine Lupe hervor und hielt sie nahe vors Gesicht. «Eine kleine Welt hier», sagte er, «aber durchs Glas betrachtet und in die richtige Dimension gebracht...»

Wir schieden ungern voneinander, und erst auf dem freien Feld draussen auf der Strasse nach Kronach fiel mir die Melodie eines Liedes ein, das ich in dieser frischen, sternklaren Nacht singen konnte.

Vor vielen Jahren, als ich noch freie Schriftstellerin war, besass ich am Murtensee eine schöne und reiche Gönnerin, die an meinen Büchern Gefallen hatte und mich öfters zu sich in die Sommerferien einlud. Herrliche Wochen wurden es jedesmal, überreich an köstlichen Badefreuden und besinnlichen Spaziergängen durch reifende Kornfelder und schattige Laubholzwälder, und die fruchtbare Landschaft rund um den See bezauberte mich im gleichen Masse wie die Anmut und Herzensgüte meiner Mäzenin, für die ich eine tiefe Verehrung empfand. Dariüberhinaus, ich gestehe es offen, behagte mir der grosse Stil des vornehmen Hauses, die Ausfahrten im Luxusauto, die geistreichen und eleganten Abendgesellschaften und, nicht zuletzt, die grossartige Küche, deren Gaben ich mit einem Riesenappetit würdigte. Man bedenke, es war Krieg in der Welt und ich ein zum Darben verurteilte Ausüberin einer sogenannten brotlosen Kunst! Hier aber gab es trotz Rationierung und Teuerung schon zum Frühstück Schinken mit Spiegelei, zu jedem Nachtisch Berge von Schlagrahm und Ströme köstlichen Weissweines vom gegenüberliegenden Mont Vully. Dieser Wi-stelacher, wie die Berner ihn nennen, machte mir einen solchen Eindruck, dass ich ihn fortan in meinem eigenen bescheidenen Kellerchen hielt, bis auf den heutigen Tag. In der Folge blieb er das einzige Band, das mich seither an den Murtensee fesselt; denn kurz nach Kriegsende verarmte Maria, meine bisherige Gönnerin, ihre Villa wurde verkauft, und die schönen Tage von Aranjuez waren vorüber für mich. Ich schlüpfte jedoch bald darauf mit dem spät erworbenen Lehrerpatent in ein gut bürgerliches Dasein hinein und bedurfte keiner Mäzen mehr. Auch dem Murtensee wurde ich untreu, da ich jetzt die Mittel besass, ab und zu ins Ausland zu reisen und dort in grosser Kunst zu schwelgen. Maria lebte unterdessen recht kümmerlich vom Erlös ihrer Bilder und Teppiche, und als der letzte Afghan versilbert war, musste sie nun ihrerseits lernen, von der Hilfe anderer Menschen abhängig zu werden. Sic transit gloria mundi...

Am Murtensee

von Ruth Blum

Anekdoten

Ein Presemann fragte den Mickey-Maus-Vater Walt Disney: «Welchen Ihrer Filme halten Sie selbst für den besten?» — «Meinen nächsten!», antwortete Disney ohne Bessinnen.

Jedermann erwartete, die verwöhlte Dame würde unter der Ungunst des Schicksals zusammenbrechen. Nichts dergleichen. Sie vergoss keine Träne über den Verlust ihrer irdischen Güter, sondern wandte sich jenen Schätzen zu, die weder die Motte noch der Rost fressen. Sie gab ihren staunenden Freunden das Beispiel jener hochgemuten Frömmigkeit, die mit der Weisheit Hiobs bekennt: «Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genom-

men, der Name des Herrn sei gelobet!» Inzwischen hat sie das Schicksal in ein fremdes Land geführt, und ausser einem letzten Brief habe ich nichts mehr von ihr vernommen. Gerade umgekehrt erging es mir. Je gesicherter mein Dasein wurde, je höher mein Einkommen, desto tiefer die Trauer um die entzschwundene Freiheit des ungebundenen Künstlers, der wohl arm, aber schwerelos, von der Hand in den Mund dahinlebt und über unendliche Zeit verfügt, zu träumen und seine Träume zu gestalten. Und so kam es denn auch, dass ich, plötzlich überwältigt vom Heimweh nach dem einfachen Leben und der Erinnerung an die heitersten Tage meiner Jugend, den Rucksack schulterte, Sandalen an die Füsse band und mich nach Westen in Bewegung setzte, dem Murtensee entgegen...

Der Annmarsch war beträchtlich. Er ging über die Gemmi und die Hügel von Vevey hinein in die geliebte «pleine vaudoise», und mit Muskelkater und Blasen an den Zehen hinkte ich durch die Gegend, die ich vormals im Mercedes befahren. Es war alles noch wie früher, nur dass sich indessen der Feuerwehrspeicher von Payerne zurückverwandelt hatte in eine prachtvolle Clunyazenser Kirche, in welcher soeben die Knochen der seligen Reine Berthe gefunden wurden. Das altvertraute Avenches hingegen bot keine wesentliche Veränderung an. Im römischen Museum zwirbelte immer noch derselbe schnauzbärtige Custode herum und ergötzte mich mit seinem Kauderwelsch von Französisch und Schweizerdeutsch. Die Storchen säule stand auf ihrem alten Platze, und die antiken Stadtmauern trotzten weiterhin dem gefährlichen Zahn der Zeit. Es war ein Abend wie damals, als ich im Badesommer 1943 zum letztenmal hier gewesen, leuchtend und heiss, ein verglühender Julitag, wie nur die reichen Landschaften des Brotes und Weines ihn zu schenken vermögen. In einer Art Trunkenheit wanderte ich über ein weissflimmerndes Strässlein zum Osttor hinaus, sog leidenschaftlich den Duft des Weizens in mich hinein und weidete das Auge am blauen Sternenglanz der Wegwarten vor goldenen Getreidewällen. Und als ich dann oben auf dem römischen Wachtturm stand und mich nicht satt sehen konnte am üppigen Gefilde der Nähe und Ferne, da wusste ich selber nicht, wer nun glücklicher war in mir, die naturfrohe Poetin oder die geschichtsbegeisterte Schulmeisterin, die sich das Fluidum des alten Aventicum mit allen Poren einverleibte.

Vor dem Schlafengehen im Hôtel de la Couronne überkam mich jäh der Einfall, andern-

tags hinüberzupilgern ins Rebgebiet von Vully und meinen mir ganz unbekannten Weinlieferanten guten Tag zu sagen. Ich wollte endlich wissen, wer mir seit fünfzehn Jahren den mundigen Tropfen ins Schaffhauserländchen hinausschickte, und mit eigenen Augen die sonnigen Halden schauen, an denen er reift. Ein Telephonanruf regelte mein Vorhaben, und am nächsten Morgen wanderte ich mit frisch verpfasterten Füssen dem geliebten See entgegen, vorüber am riesigen Campingplatz von Avenches, dessen Zeltmeer ich mit abgrundtiefer Verachtung zur Kenntnis nahm. Das Badekleid lag zwar auch in meinem Rucksack bereit; aber ich war entschlossen, die zärtlichen Wasser des Murtensees nur an einem ganz menschenleeren Plätzchen auszukosten. Ich wollte allein, mutterseelenallein sein mit dem Schatz meiner schönsten Erinnerungen.

In freudiger Stimmung sang ich vor mich hin. Als aber schon um neun Uhr eine ungestüme Hochsommersonne auf meinen Scheitel platzte und der übermäßig gepackte Rucksack — was nimmt eine pedantische Lehrgotte nicht alles auf die Reise mit! — schändlich zu drücken begann, erstarben mir die frohen Töne hinten in der Kehle. Und vor allem diese vermaledeiten Kneippsandalen! Die Bergschuhe hatte ich schon im Leukerbad nach Hause geschickt, und seither hundertmal bereut in der späten Erkenntnis, dass ein zierliches Füsschen Grösse siebenunddreissig solider Stützen bedarf, wenn es ein Gewicht tragen soll, das an Kilogramm ungefähr das Doppel der Schuhnummer ausmacht. Nun musste ich sehen, wie ich mit schmerzenden Knöcheln hinauf zum Mont Vully kam! Ich nahm Zuflucht zur Stoa, und marschierte mit zusammengepressten Lippen wacker drauflos, stückweise barfuss und mit den Sandalen in der Hand. Manchem vorüberflitzenden Auto warf ich flehende Blicke zu, konnte mich aber nicht herablassen, die Rechte bittend zu erheben. Bettlerstolz, der schon seine Strafe in sich trug! Kein schöner Kavalier am Steuer erbarmte sich der modernen Büsserin im Strassenstaub, um so weniger, da sie unverkennbar den Glanz der Jugend schon weit hinter sich gebracht hatte. Vor zehn Jahren wäre das noch anders gewesen! Sic transit gloria mundi...

Nun, ich erreichte mein Ziel auch so, und mit welcher Freude im Herzen, dass die Stoa mich nicht im Stich gelassen! Müde, durstig und glücklich zugleich, traf ich gegen elf Uhr bei meinem Vigneron ein, wo ich fürstlich empfangen wurde. Eine ganze Batterie Flaschen stand bereit, gesalzene und gezuk-

kerte Näscherien dazu. Fast peinlich war mir solche Gastlichkeit angesichts der Tatsache, dass mein bisheriger Jahreskonsum Wistelacher nie mehr als fünfundzwanzig Flaschen beträgt, und ich nahm mir hoch und heilig vor, ihn künftig auf das Doppelte zu erhöhen. Ich vergass alles leibliche und seelische Weh und streifte, angeregt von einem besonders spritzigen Rosé, in heiterster Stimmung mit Monsieur im weiten Reb-gelände herum, stellte tiefesinnige Betrachtungen über die Leiden und Freuden des Winzers an, und bekundete ernsthaftes Interesse für die Vor- und Nachteile des neu-modischen Rebwerkes, immer mit dem ange-nahmen Gefühl, dass die Manen meiner Weinbauernvorfahren mich segnend um-schwebten.

Den ausgedehnten Spaziergang hoch über dem silbrig glänzenden See krönte ein pa-triarchalisches Mittagessen auf schattiger Ter-rasse. Monsieur, Madame, vier krausköpfige Buben, drei Taglöhner und ich sassen da ein-trächtig auf uralten Holzbänken an einem langen, langen Kirschbaumtisch und erquick-ten unsre Seelen durch ein schönes, schllich-tes Tischgebet, unsre Leiber aber mit einer saftigen Saucisson. Dass dabei abermals ein Gläschen oder zwei getrunken wurden, ver-steht sich von selber. Mögen es angesichts des durstigen Wetters auch drei oder vier gewesen sein! Jedenfalls schnallte ich um zwei Uhr den Rucksack über mit dem Ge-fühl, zwanzig Lenze zu zählen und Besitzer-in des ganzen göttlichen Pays zu sein! Ich spürte die Knöchelschmerzen und die Blasen an den Zehen nicht mehr. Von Dionysos be-flügelt, walzte ich zeitlos und selig in den flammenden Mittag hinein und liess es acht-los geschehen, dass eine mörderisch sengende Julisonne mir Hals und Arme verbrannte. Ueber grasige Feldwege und auf einem stei-nigen Römersträsslein schritt ich dem Dorf Lugnorre entgegen, dessen Name mich an Lug, den keltischen Gott des Lichtes ge-mahnte. Wahrlich, in seinem Zeichen stand dieser einzigartige Sonntag, blühte und glühte hier überall der Mohn an den Acker-rändern! Am liebsten wäre ich emporgestie-gen zur Kuppe des Mont Vully, um nach den Spuren eines helvetischen Oppidums zu forschen. Allein, die Anziehungskraft des Sees war noch stärker als alle historischen Besessenheit. Ich erlag ihr gerne, stieg durch schwelende Weinberge hinunter an den lok-kenden Strand, und kühlte meine heißen Glieder in einer stillen Bucht, ziemlich ge-nau dem patrizischen Landhaus gegenüber, in welchem ich vorzeiten die glücklichsten Tage genossen.

Der Taschendieb

von Pierre Bastien

Der Dieb bin ich. So wenigstens glaubte der Hüter des Gesetzes, der in der schönen Stadt am Genfersee, auf der Hauptstrasse des Fe-rienortes meinen Weg kreuzte.

«Kommen Sie mit auf den Posten. Sie sind verdächtigt. Sie tragen einen grauen Regen-mantel und ein Béret.»

«Und darum soll ich ein Verbrecher sein?»

«Vorwärts . . . ! Machen Sie keine Geschich-ten.»

«Geschichten machen Sie!»

«Ausweisen bitte.»

Ich zückte meinen Pass und meine sieben Journalistenkarten. Die Grüne, die Himmel-blaue, das Halbtaxabonnement, Honorarab-rechnungen die Fülle, ein Freibillett für das Prado in Madrid, für eine Stadtrundfahrt durch Rom und endlich noch die Postquit-tung jenes Mandates, das mich vor wenigen Stunden in den glücklichen Besitz von fünf-hundert Schweizer Franken gebracht hatte. Alles um meinen guten Willen zu bezeugen, und dem Argus schmackhaft zu machen, dass ich ein ehrenwerter Pressemann und mitnich-ten ein Verbrecher sei.

Leider, leider schien dieses Füllhorn eines übergewissen Beweisbescheides auf den Mann im eleganten graublauen Cape keinen Eindruck zu machen.

«Aber Sie haben ein Béret und einen grauen Mantel», begann er wieder hartnäckig, als ob damit alles gesagt sei.

«Und ich muss darum verhaftet werden? Da hätte die Polizei viel zu tun.»

«Folgen Sie mir.»

Die Geschichte begann mir allmählich auf die Nerven zu fallen. Ich war bei Bekannten zum Abendessen eingeladen. Sie mussten un-ruhig werden.

Er führte mich in eine Art von Glasverschlag, von dem aus ich jeder Bewegung der Poli-zisten folgen konnte, ohne jedoch zu ver-nehmen, was sie sprachen. Eine Weile lang gestikulierten, berieten und telefonierten sie, um mich dann selbstdritt mit ihrer Gegenwart zu beeilen.

«Wo wohnen Sie?», fragten sie, wie aus einem Mund.

«Ich weiss wo ich wohne, aber ich kann es nicht sagen.»

«Sehen Sie!», folgerten sie erregt. «Sie sind verdächtigt.»

«Und weshalb?»